

STELLA LEDER
MEINE MUTTER,
DER MANN IM GARTEN
UND DIE RECHTEN

Eine deutsch-jüdische Familiengeschichte



Stella Leder
MEINE MUTTER,
DER MANN IM GARTEN
UND DIE RECHTEN

Stella Leder

MEINE MUTTER, DER MANN IM GARTEN UND DIE RECHTEN

Eine deutsch-jüdische
Familiengeschichte

Ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



ISBN 978-3-550-20075-5

© 2021 Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Palma Müller-Scherf

Gesetzt aus der Minion Pro

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

In Erinnerung an Klaus Konrad-Leder

Zu dem Haus, in dem wir für einige Jahre in Bremen lebten, gehörte ein großer Garten, in den eine Terrasse führte. Direkt hinter der Schaukel am Ende des Gartens begann ein verwilderter Teil des Grundstücks mit hohen, alten Bäumen, der so dicht bewachsen war, dass man vom Haus aus nicht in ihn hineinblicken konnte. Ich spielte nicht in diesem Teil des Gartens, aber wenn ich im Haus war, hatte ich ein genaues Bild von dem Mann im olivgrünen Mantel, der hinter den Bäumen stand und uns beobachtete, nur sein Gesicht konnte ich nicht erkennen. Immer wenn ich mich umdrehte, verschwand der Mann hinter den Bäumen, sodass ich ihn nicht sehen konnte. Manchmal versuchte ich, ihn auszutricksen, indem ich hoch in den ersten Stock schlich, einen Stuhl an das Fenster in der Dachschräge schob und von dort hinunter in den Garten blickte, sodass er mich erst in dem Moment sehen konnte, in dem ich am Fenster auftauchte. Aber auch dann war er schneller als ich.

Als wir wegzogen, folgte der Mann mir in meine Träume. Dass er von der SA war, lernte ich in der fünften Klasse durch einen Blick in mein Geschichtsbuch.

INHALT

- 1 Eine Geschichte von Antisemitismus und Verrat
11
- 2 Die Deutschen werden ein Volk, meine Großmutter wird
Demokratin und meine Mutter sitzt auf gepackten Koffern
vor der *Tagesschau*
23
- 3 Der Tod meiner Katzen – Baseballschlägerjahre auf
Hessisch
48
- 4 In der Gedächtnislücke: Erinnerungsabwehr im
Schulunterricht
69
- 5 Von Nazis und ihrer Wahrnehmung
83
- 6 Großvater auf der Treppe
103
- 7 Schlechte Erziehung und Staatssicherheit
128

8 Israel im Klassenzimmer

152

9 Über Erinnerung und Ideologie

168

10 Was wir wussten

185

Danksagung

197

Anmerkungen

199

1

Eine Geschichte von Antisemitismus und Verrat

Als Kind hatte ich Angst, meine Mutter könnte sich das Leben nehmen, und so nahm ich mir vor, immer zu lächeln, um sie am Leben zu halten. Ich wollte ihr Freude bereiten. »Mein Sonnenschein«, sagte sie manchmal zu mir, für mich ein Wort wie eine Eins auf dem Zeugnis.

Ich erinnere mich nicht, wann ich vom Überleben meines Großvaters und meiner Tante erfahren habe, es ist, als habe ich schon immer von ihrer Verfolgung gewusst. Der Nationalsozialismus war der konkurrenzlose Mittelpunkt des Denkens meiner Mutter. Viele Kinder von Überlebenden bleiben ganz den Erfahrungen ihrer Eltern verbunden, widmen ihr Leben dem Versuch, zu verstehen, was passiert ist, sammeln Bücher und Geschichten, forschen. Damit treten sie – im Gegensatz zur dritten Generation, der ich angehöre – selten in die Öffentlichkeit, und wenn doch, dann meist nur, um über das Leiden anderer zu berichten und sich für sie einzusetzen. Darüber zu sprechen, was das Trauma der Shoah für sie selbst bedeutet, scheint ihnen nicht zuzustehen. Sie haben die Aufgabe, die Geschichte ihrer Eltern und Familien zu bewahren. Eine Generation von Archivar:innen, von denen viele zwischen ihren trau-

matisierten Eltern und ihren lauten Kindern geradezu unsichtbar bleiben.

In meiner Kindheit bildeten der Nationalsozialismus und seine Folgen einen integralen Bestandteil des Nachdenkens über die Gegenwart. Auch meine Mutter ist eine Archivarin der zweiten Generation. So viel sie mich über das Leiden anderer unterrichtete, so hartnäckig schwieg sie über sich selbst. Ich befragte sie nicht zu ihrer Einsamkeit, versuchte aber, auf Hinweise meiner Todesahnungen aufzugesen und zu verstehen, woher sie kamen – ergebnislos. Bald erfuhr ich, dass meine Mutter schon als Kind Selbstmordgedanken hatte. Als Jugendliche hatte sie Schlaftabletten genommen, wie mir meine Großmutter Gudrun erzählte. »*Meine* Schlaftabletten«, sagte die Großmutter verächtlich. »Dabei wusste Bettina, dass ich sie brauche, um einschlafen zu können. Und zum Sterben hat sie zu wenige genommen.« Immer machte meine Großmutter meiner Mutter ihre Verwurzelung in der Trauer zum Vorwurf. Sie teilte sie nicht. Und sie verachtete meine Mutter für ihre Melancholie.

Meine Großeltern – Gudrun und Stephan Hermlin – hatten sich Anfang der 50er-Jahre auf einer Lesereise meines Großvaters durch die noch junge DDR kennengelernt. Mein Großvater stand zu diesem Zeitpunkt am Beginn seiner Karriere als Schriftsteller, er war 1945 aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrt und wollte am Wiederaufbau eines neuen, »besseren« Deutschland mitwirken. Dass sich meine Großeltern ineinander verliebten, hatte vielleicht auch mit den gegenseitigen zeitlichen, gesellschaftlichen Projektionen zu tun: Gudrun war noch jung und hatte bis zur Gründung der DDR ein Bild Adolf Hitlers in der Brust-

tasche getragen. Nun war sie Feuer und Flamme für den neuen, sozialistischen Staat und den kommunistischen, jüdischen Mann aus dem Exil, der gerade dabei war, eine Figur des öffentlichen Lebens zu werden. Mein Großvater hingegen mag in ihr vielen seiner Hoffnungen begegnet sein, die er in die sozialistische Gesellschaft setzte, in die sich das Schlachthaus Deutschland verwandeln sollte.

In ihrem gemeinsamen Haushalt lebte auch Andrée, die 1938 im französischen Exil geborene jüdische Schwester meiner Mutter aus der ersten Ehe meines Großvaters. Gudrun konnte das Mädchen, das nur sechs Jahre jünger war als sie selbst, seine Mutter früh verloren und über Jahre Kinderarbeit hatte verrichten müssen, nicht akzeptieren.

In diese Konstellation wurde meine Mutter Bettina hineingeboren. Was genau zwischen diesen Menschen meiner Familie passiert ist, kann ich nicht auflösen. Andrée und Stephan blieben durch ihre Erfahrungen in einer Weise verbunden, die niemand teilen konnte. Meine Mutter, die – gefragt nach den Erinnerungen an ihren Vater – stets mit Erzählungen darüber antwortet, wie traurig und still er gewesen sei, wie versunken und weit entfernt, trug als Kind die Sehnsucht in sich, ihren Vater trösten zu können. Und das Wissen, dass dies nicht möglich sein würde. Gudrun hingegen wollte frohen Mutes in die Zukunft des sozialistischen Staates marschieren, nicht trauern. Und da hören meine Erklärungen auch schon auf.

In meiner Kindheit nannten wir Gudrun »Großemama«, nicht Oma. Das lag daran, sagte sie, dass mein Bruder sie früher für seine Mutter gehalten hatte. Vor der Ausbürgerung meiner Mutter und meines Bruders aus der DDR sei er so oft bei ihr gewesen, dass er angefangen habe, sie

»Mama« zu nennen. Gudrun bestand darauf, die Einzige gewesen zu sein, auf die er sich habe verlassen können. Bettina habe immer nur an sich gedacht – bis es zu spät gewesen sei und sie die DDR verlassen mussten. Meine Mutter habe sich wegen ihres Vaters immer für etwas Besseres gehalten und nicht verstanden, dass für sie dieselben Regeln galten wie für alle anderen Menschen. Deshalb habe sie es verpasst, für den Kleinen da zu sein. Mein Bruder, meinte Gudrun, habe darauf bestanden, sie »Mama« zu nennen, eines Tages habe er zu ihr gesagt: »Du bist meine Mama, ich will, dass du meine Mama bist!« Um Bettina nicht zu verletzen, habe Gudrun meinem Bruder daraufhin vorgeschlagen, sie »Großmama« zu nennen. Sie hoffte, dass unsere Leben nun in geordneten Bahnen verliefen, sagte sie mir, denn wer solle denn auf mich aufpassen, wenn meine Mutter mal wieder eine ihrer Phasen habe, in denen sie nicht an ihre Kinder denke. Es schauderte mich, wenn ich diese Geschichten hörte.

Manchmal ging sie zu weit. »Deine Mama«, erzählte sie, »hat vor ihrer Ausbürgerung deinen Bruder einmal ganz und gar vergessen, tagelang war er allein in der Wohnung und wäre fast verhungert. Fast hätte sie ihn sterben lassen. Da war er nicht einmal zwei Jahre alt.« Sie, die zufällig in die Wohnung gekommen sei, habe ihn gefunden und gerettet. »Du weißt ja, wie deine Mama ist«, ergänzte Gudrun mitleidig, »sie steckte mal wieder Hals über Kopf in irgend-einem Drama. Da hat sie ihn eben vergessen, so ist sie.«

Ich kann nicht mit Gewissheit sagen, woher mein Misstrauen gegenüber meiner Großmutter stammte, warum ich spürte, dass sie log, während alle anderen ihr zu vertrauen schienen. Es wäre möglich gewesen, ihren Geschichten Glauben zu schenken. Meine Mutter war ein verträumter

Mensch, in ihrem Kokon aus Einsamkeit manchmal weit weg von uns. Sie schien vieles nicht mitzubekommen und auf ihrer Version der Realität zu beharren. Aber ich fühlte mich von ihr geliebt und wusste auch, dass sie meinen Bruder liebte. So versponnen meine Mutter manchmal auch wirkte – ich war sicher, sie könnte alles vergessen, aber niemals uns Kinder. So waren es gerade die schlimmsten Geschichten über meine Mutter, mit denen meine Großmutter mich auf ihre Seite ziehen wollte – wie jene über den eben noch verhinderten Hungertod meines Bruders –, die einen Keil zwischen uns trieben.

Einmal träumte ich, ich sähe mich von oben nachts im Bett liegen, unruhig und mit einem schrecklichen Albtraum ringend. Ich wachte auf, und meine Großmutter saß an meinem Bett mit ihren stets frisch gefärbten roten Haaren. Es war taghell. Aber sie war gar nicht meine Großmutter. Sie war riesig, ihr Kopf stieß fast an die Decke, ihre übereinandergeschlagenen, seitlich angewinkelten Beine reichten bis zu der dem Bett gegenüberliegenden Zimmertür. Die rechte Hälfte ihres riesigen, über mich gebeugten Gesichts zuckte, sie hatte mich im Schlaf beobachtet, sah mich an und sagte leise lächelnd: »Du Mamakind.«

Ich versuchte, bei den Begegnungen mit meiner Großmutter an der Inszenierung eines normalen Verhältnisses mitzuwirken, ich spürte, dass dies von mir erwartet wurde. Manchmal empfand ich unsere Kommunikation als so aufgesetzt, dass ich mir vorstellte, sie würde im nächsten Moment ausrufen: »Also, jetzt mal im Ernst, Schluss mit dem Theater, wir müssen ja nicht so tun, als ob!« Dann würde sie mir die Wahrheit sagen und mich aus ihrer Wohnung jagen, nicht ohne einen ihrer Hassausbrüche, die sich normalerweise gegen meine Mutter richteten.

Als ich ein Kind war, zogen wir oft um, von Berlin nach Bremen, von Bremen nach Hessen, innerhalb Berlins, innerhalb Bremens, innerhalb Hessens, unfähig, irgendwo anzukommen, auf der Suche nach einem guten Leben. Aber es half nichts, die bedrohliche Trauer lauerte an jeder Ecke, in jeder Wohnung, in jeder Stadt – bis meine Mutter eines Tages, als ich 13 Jahre alt war, in die Gauck-Behörde fuhr, um ihre Stasi-Akten einzusehen. Sie brachte Kopien von mit Schreibmaschine getippten Texten mit, außerdem ein Foto von mir an der Friedrichstraße, an das ich seitdem immer denke, wenn ich mich an unsere Besuche im Osten erinnere. »Schau mal, wie süß du da bist«, sagte sie und zeigte es mir.

IM Gudrun heißt meine Großmutter Gudrun in den Akten. Als Bettina in der Gauck-Behörde eintraf, nahm eine Mitarbeiterin sie in Empfang. Sie müsse ihr etwas sagen, bevor sie anfangen zu lesen.

»Ich weiß, was Sie sagen wollen«, erwiderte Bettina, als sie das Zimmer betrat, in das die Frau sie gelotst hatte. »Ich weiß, dass es meine Mutter war, ich habe es immer gewusst. Wäre ich ins Gefängnis gegangen, wenn ich in der DDR geblieben wäre?«

Die Frau antwortete, das sei schwer zu sagen – »wahrscheinlich«, sagte sie und »vielleicht«. Ich weiß das, weil meine Mutter diese Worte in den nächsten Jahren oft in Gesprächen wiederholte. *Wahrscheinlich. Vielleicht.*

Die Akteneinsicht war der Beginn eines Prozesses, während dessen sie den Kampf um ihr Leben gewann und in dessen Verlauf zunächst sie, kurze Zeit später auch ich den Kontakt zu meiner Großmutter aufgab. Seither habe ich keine Angst mehr um meine Mutter, denn dieser Prozess hat ihr die Möglichkeit eröffnet, der versuchten Zerstörung

einen Platz in der Vergangenheit zu geben. Nur die Traurigkeit bleibt. Heute glaube ich, dass der Wunsch meiner Mutter, zu sterben, eigentlich von ihrer Mutter kam – dass sie den Hass ihrer Mutter schon sehr früh im Leben spürte und er sich in ihr als Selbstmordgedanke artikulierte. Die Geschichte mit den Schlaftabletten spielt ungefähr zu der Zeit, aus der die ersten Einträge in den Akten meiner Mutter stammen.

»Wie bitte willst du diese Geschichten in einem Buch erzählen?«, war Bettinas erste Frage, als ich ihr von meinem Projekt erzählte und erklärte, dass ich die Idee dazu seit den rechtsextremen Ausschreitungen in Chemnitz 2018 in mir trug, die mich an meine Jugend in den 90er-Jahren erinnert hatten. Mein Großvater wurde in Chemnitz geboren, seine Familie war aus Osteuropa dorthin eingewandert. Wie viele Jüd:innen hatten sie angenommen, in Deutschland sicherer zu sein als zu Hause in Rumänien.

Lange Zeit dachte auch ich, dass ich sozusagen zwei Geschichten habe – die Verfolgungsgeschichte der jüdischen Familienmitglieder auf der einen, die Stasi-Geschichte auf der anderen Seite. Heute sehe ich Verbindungen zwischen beiden. Mir ist bewusst, dass manche sie für übertrieben oder unwahrscheinlich halten werden.

Anfang der 60er-Jahre trennten sich Gudrun und Stephan. Bettina pendelte fortan zwischen den neu entstehenden Elternhäusern – eins russisch-jüdisch, eins deutsch-deutsch: Stephan heiratete Irina, eine Germanistin aus Moskau, Gudrun heiratete Harry, der die Parteien von KPD zu NSDAP zu SED gewechselt hatte und ein angesehener Schauspieler war. Und ein Gewalttäter mit einer grenzenlosen Verachtung für alle, die kulturell und poli-

tisch nicht auf Linie waren. Harry blickte argwöhnisch auf Bettina – immerhin war sie ja Stephans Tochter. Sie schien ihrem Vater so ähnlich zu sein. Harry unterstellte Stephan, kein »richtiger« Sozialist zu sein, sondern Sympathien für den Westen zu haben, so, wie dies Jüd:innen in der DDR oft unterstellt wurde – so, wie Jüd:innen zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften unterstellt wurde, nicht richtig dazuzugehören, anders zu sein, geheime Bündnisse einzugehen. Eine realsozialistische Interpretation eines alten, antisemitischen Albtraums, in dem meine Mutter fortan aufwuchs. Harry wurde Bettinas erster IM.

Meine Großmutter stieg erst später in Bettinas Überwachung mit ein, rätselte aber stets gemeinsam mit Harry über die Frage von Stephans Einfluss und darüber, ob Bettina sich zu einer Person entwickelte, die den Staat DDR gefährdete. 1977 wurden meine Mutter und mein Bruder aus der DDR ausgebürgert; ich wurde – als einziges Kind meiner Familie – wenige Jahre später in Westberlin geboren.

Das Bild von mir in den Akten an der Friedrichstraße. Der Fotograf muss für das schräg von unten aufgenommene Foto in einen Gully gestiegen sein. Ich habe keine Erinnerungen an ihn. Wenn mein Bruder und ich die Grenze überschritten, blieb meine Mutter dahinter stehen. Irgendwann erzählte sie mir, dass sie in der DDR unerwünscht sei. Das war alles, was ich wusste.

Wenn ich heute an den Grenzübertritt an der Friedrichstraße denke, montiert meine Erinnerung zwei Bilder ineinander: Ich sehe mich aus der Perspektive des Stasi-Mitarbeiters, der damals heimlich das Foto von mir aufnahm, am Tag meiner Einschulung in Bremen mit meiner Schultüte im Arm an der Friedrichstraße stehen. Meine

Erinnerung: Das eine Bild ist eine Schwarz-Weiß-Aufnahme aus den Stasi-Akten meiner Mutter, die ich frühestens 1995 zum ersten Mal gesehen haben kann. Das andere Bild ist ein farbiges Foto, auf dem ich das gelbe Samtkleid mit den Kirschen auf der Brust trage, mit meiner kunterbunt gestreiften Schultüte im Arm – ich blinzele, etwas von der Sonne geblendet, froh in die Kamera. Ich habe dieses Bild voller Stolz in ein Fotoalbum einsortiert, das meine Mutter einzig für die Fotos meiner Einschulung gekauft hatte. Zwischen den beiden Fotos – das erste heimlich aufgenommen in Berlin, das zweite als Teil eines gesellschaftlichen Rituals in Bremen – liegen ein oder zwei Jahre und ein paar Hundert Kilometer. In meinem Kopf sind sie heute eins. Ich habe eben nur eine, nicht zwei Kindheiten gehabt.

Die Einsicht in die Stasi-Akten hat mir geholfen, das Bild meiner Kindheit zu vervollständigen. Als ich sie zum ersten Mal las, hatte ich das Gefühl, mein ganzes Leben betrogen und belogen worden zu sein. Schließlich hatte ich nur die eine Seite der Realität gekannt, die andere Seite war mir verheimlicht worden. Aber es ging nicht um mich. Meine Geschichte war nur der Kollateralschaden, der durch die meiner Mutter geltenden Angriffe meiner Großmutter entstanden war.

Ungefähr in der Zeit, in der ich mit der Lektüre der Akten beschäftigt war, fuhren Gudrun und Andrée gemeinsam nach Frankreich, wo Andrée als kleines Kind überlebt und ihre Mutter verloren hatte. Sprache und Landschaften werden sie mit dieser Zeit konfrontiert haben. Gudrun war genervt darüber, wie sehr Andrée in ihrer Trauer versank. Meine Großmutter teilte mir mit, sie könne verstehen, dass Andrée es schwer gehabt habe, man müsse aber auch

sehen, dass vergangen sei, was vergangen sei. Sie fand Andrée »schwierig«.

Andrée hat sich nach der Reise bei Gudrun dafür entschuldigt, dass sie sie ertragen musste. Die Trauer in meiner Familie scheint bei meiner Großmutter vor allem Kälte ausgelöst zu haben, Ungeduld, Härte. Sie war wohl enttäuscht, dass die Überlebenden die Vergangenheit nicht überwinden konnten. Dass meine Mutter ihre Trauer geerbt hatte, hielt sie für unnötig.

Als ich die Akten las, dachte ich, meine Großmutter hätte alles erlogen. Ich hatte mein Leben lang ihre Missgunst, ihren Hass und ihren Neid auf meine Mutter gespürt. Plötzlich verstand ich, dass all die Geschichten, die ich als Kind über meine Mutter gehört hatte, nicht nur seltsam, sondern oft tatsächlich Lügen gewesen waren. Ich war überzeugt, dass auch ihre Geschichten darüber, wie sehr sie unter der Ausbürgerung ihrer Tochter gelitten hatte, erfunden waren, ebenso wie ihr Enthusiasmus über die Wiedervereinigung – ja, dass überhaupt alles erlogen war.

Heute glaube ich, dass es komplizierter gewesen ist. Gudruns Aufregung und Freude über die Proteste 1989 waren nicht gelogen. Ihre Erinnerung hatte sich einfach verändert; an die Stelle des alten, linientreuen Narrativs war nach und nach eine neue Erzählung in ihr Denken getreten, die besser in die neue Zeit passte. So, wie sie pünktlich zur Gründung der DDR das Hitler-Bild aus der Brusttasche genommen und entschieden hatte, fortan Sozialistin zu sein, so, wie sie damals plötzlich verstanden hatte, dass sie – wie viele andere – dem Führerkult auf den Leim gegangen und ihre jugendliche Naivität ausgenutzt worden war, genauso hatte sie nach der Ausbürgerung ihrer Tochter plötzlich endgültig verstanden, dass in diesem Staat kei-

ne Chancen auf Demokratie bestanden. Das war und blieb ihre Erinnerung.

Auch die Kopien aus den Akten, die meine Mutter ihr zusandte, konnten nichts mehr daran ändern. Mitte der 90er-Jahre begann meine Mutter, Gudrun Briefe zu schreiben, in denen sie sie fragte, warum sie getan hatte, was sie getan hatte. Meine Großmutter entgegnete, sie könne sich an nichts erinnern; sie sei sicher, dass es sich um ein Missverständnis handle. Weil meine Großmutter sich an nichts erinnerte, hielt sie die Benennung der Tatsache, dass sie sich an der Überwachung meiner Mutter beteiligt hatte, für einen grundlosen Angriff. Überzeugt von ihrer Unschuld, begann sie bald, ihn gegen uns zu richten. Wir – meine Mutter und ich – seien überheblich, wir wollten an unserer Wahrheit festhalten und die Komplexität der Verhältnisse nicht sehen. Kurz darauf brach der Kontakt zwischen uns ab.

»Wusstest du wirklich immer, dass deine Mutter beteiligt war?«, fragte ich Bettina in den Jahren nach der Akteneinsicht. »Du hast doch gesagt, dass du es erst nach dem Mauerfall wusstest?«

»Ich wusste es so, wie man etwas weiß und gleichzeitig nicht weiß«, antwortete sie. Es ist schwer, den eigenen Wahrnehmungen und Erinnerungen zu vertrauen, wenn sie von niemandem geteilt werden. Und die Erinnerungen meiner Mutter wurden eigentlich nie von irgendjemandem geteilt. In der DDR nicht und auch nicht in der BRD.

Meine Großmutter hatte weniger Anlass, an ihrer Erinnerungs- und Wahrnehmungsfähigkeit zu zweifeln, als meine Mutter. Gudruns Erzählungen passten wie von Zauberhand stets in die Gesellschaft, in der sie lebte. Als die Mauer fiel, erzählte sie, wie sehr sie unter der Ausbür-